

und räumlicher Dynamik. Und zur stetigen Wiedereinschreibung in das volkscundlich-kulturwissenschaftliche Wissen kommt die Debatte um die spezifischen volkscundlichen Kompetenzen als *gesellschaftlich orientierungsstiftende Wissensinstanz*, als *Mittel zur individuellen wie gesellschaftlichen Selbsterkenntnis* und als *Gedächtnis der Gesellschaft* hinzu.

Externe Oppositionierung

Das durch Relationierungen charakterisierte Modell einer »richtigen« Gesellschaft, das die Volkskunde forschend gestalten und inner- wie außerwissenschaftlich erfolgreich platzieren will, provoziert die Disziplin zu Entgegnungen anderen Institutionen gegenüber, die anhand ihrer differentiellen Wirklichkeitsrepräsentationen entsprechend andere Gesellschaftsprofilierungen vornehmen. Konsequentermaßen sprechen die VolkskundlerInnen – im Sinn und zum Zweck ihrer eigenen Oppositionierung – vom spannungsreichen Verhältnis zwischen dem Erkenntniswert und der gesellschaftlichen Wahrnehmung volkscundlicher Forschungsbemühungen. Elisabeth Timm statuiert dementsprechend:

»Es wäre notwendig, den Biowissenschaften eine kulturtheoretische Perspektive forciert entgegenzuhalten: ›Culture is everywhere‹, aber gleichzeitig mit der ›Anthropologisierung‹ in der Sozial- und auch in der Geschichtswissenschaft sinkt paradoxerweise die Definitionsmacht sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung, und zwar sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Kanon der Disziplinen. Es vergeht sicher kaum ein Tag, an dem man nicht liest, dass nun Homosexualität/Alkoholismus/Eifersucht etc. eben doch genetisch/biologisch/durch Instinkte usw. begründet seien. Kultur hat Konjunktur, aber soziobiologische oder behaviouristische Modelle für die Gesellschaft, Geist, Seele und Körper haben Konjunktur und Definitionsmacht.« (Timm 1999: 79)

Timm, die sich als promovierende »Nachwuchsvolkscundlerin« auf einer internen Fachtagung zum aktuellen und zukünftigen Profil der Disziplin äußert (ebd.: 73), schließt ihren Argumentationsgang, in dem sie für eine grundsätzliche Aufklärung von Fächerverhältnissen – insbesondere desjenigen zwischen der »Volks-« und der »Völkerkunde« – plädiert, mit oben zitiertem Statement. Als Kontrapunkt und Finale ihrer These der ethnowissenschaftlichen Fächeraufklärung platziert sie die fundamentale Opposition gegenüber den Biowissenschaften. Bei aller disziplinären Differenzierung zwischen der »Völkerkunde« und der »Volkskunde« definiert sie diese beiden jetzt in der Entgegensetzung zu den Biowissenschaften als eine einzige »Kulturwissenschaft«.

Der Kampf um die Lancierung definitionsmächtiger Modelle für Mensch und Gesellschaft, die anhand der Medien ihren Platz und Effekt in der Öffentlichkeit einnehmen sollen, bringt sowohl Einigkeit als auch Gegnerschaft der unterschiedlichen wissenschaftlichen Institutionen deutlich ans Licht: Für VolkskundlerInnen als »KulturwissenschaftlerInnen« inakzeptabel sind »biowissenschaftliche« Konzepte des Menschseins und des menschlichen Zusammenlebens, die den Gang sozialer Dinge und die Ordnung gesellschaftlicher Verhältnisse interpretieren und möglicherweise auch orientieren. Timms Anrufung der Öffentlichkeit übernimmt hier eine doppelte Funktion: Erstens soll ebendort das »kulturwissenschaftliche« Gesellschaftskonzept mit Deutungsmacht platziert werden. Zweitens dient die gesellschaftliche Adressierung zum innerwissenschaftlichen boundary work gegenüber den Naturwissenschaften, das – wie Peter Weingart statuiert hat – zum allgemeinen Strategierepertoire spätmoderner Wissenschaftskonkurrenz zählt:

»Der Rekurs auf eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit [...] dient jedoch nur vordergründig der Aufklärung der Öffentlichkeit [...]. Es handelt sich letztlich um den Versuch, den Konflikt durch allgemeine soziale Zustimmung zu entscheiden und abzuschließen. [...] Es geht um die der Bedingung starker Kontroversen eigene Mobilisierung von Legitimität im Hinblick auf zwei Typen von Problemen: 1. die Sicherung und gegebenenfalls Expansion der Grenzen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt und 2. die Konfliktregelung im Innern. Auf einen Punkt gebracht: die Funktion der Instrumentalisierung der Öffentlichkeit für die Wissenschaft ist mithin die Legitimitätsbeschaffung nach außen und nach innen.« (Weingart 2001: 245)

Wenn auch subtiler aber letztlich nicht weniger prägnant spricht auch Hermann Bausinger am Ende seines programmatischen Beitrags über den Gegenpol volkskundlicher »Kulturwissenschaft«:

»Das Ethnische hat Konjunktur, die kulturelle Besonderheit, die Differenz. Aber ist das vollständige Sich-ausliefern an die Differenz wirklich das letzte Wort? Wo Kulturen nicht essentialistisch stillgestellt werden, wo also mit Möglichkeiten der Veränderung gerechnet wird, spricht nichts dagegen, den Gedanken an universale Normen zumindest im Sinne einer utopischen Forderung wachzuhalten. Nicht in der Überzeugung, dass es sich dabei um eine evolutionäre Notwendigkeit handelt, eine jeder Kultur verheißene Höherentwicklung, sondern aus dem sozialen Zwang des Miteinander-leben-müssens heraus und mit der Perspektive des alten aufklärerischen Ziels vom größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl von Menschen. Sigmund Freud hat in seiner Theorie der Sexualität auf die Gefahr hingewiesen, dass Interessen und Energien, die von der Gesellschaft für den Aufbau höherer sozialer Einheiten

benötigt werden, durch die Familie geschluckt werden. Dagegen, so Freud, müsse sich die Gesellschaft wehren. In vergleichbarer Weise muss sie sich auch dagegen wehren, dass Sozialität in einer Kleingruppe, in der Nestwärme kleiner Kultur und ethnischer Zusammengehörigkeit verzehrt wird. Es bedarf übergreifender Regulierungsmechanismen der Konfliktregelung und des Ausgleichs; staatliche und zwischenstaatliche Institutionen (von der Ethnologie häufig ignoriert) werden zunehmend wichtiger für die Gewährleistung menschlicher Fortexistenz und damit auch der differenten Kulturen. – Es mag ja sein, dass die Hominiden Schwierigkeiten haben mit größeren Zusammenhängen, Abstraktion und Komplexität. Aber dann müssen sie verdammt noch einmal lernen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die Ethnologie ist von diesem Lernprozess nicht ausgeschlossen.« (Bausinger 1995: 245)

Was Elisabeth Timm programmatisch fordert, konkretisiert Hermann Bausinger in seiner Programmatik: Die (wissenschaftlichen) Konkurrentinnen, gegen die die Volkskunde nicht müde wird zu opponieren, sind diejenigen Institutionen, die egal unter welchen Kategorien – seien es Ethnizität, Besonderheit, Essentialismus, Rasse, Evolution, Familie oder Nation – Gemeinschaft und Gesellschaft festschreiben und stillstellen. »Veränderung« zu sehen und mitzutragen, den »Zwang des Miteinander-leben-müssens« zum »größtmöglichen Glück für die größtmögliche Zahl an Menschen« zu nutzen, sich zur »Gewährleistung menschlicher Fortexistenz und Differenz« für »Konfliktregelung« und »Ausgleich« zu engagieren, um in letzter Instanz Schwierigkeiten mit »Abstraktion« und »Komplexität« zu »überwinden«, gehört zum allgemeinmenschlichen »Lernprozess«, unter dessen Fokus allein ein für möglichst alle lebbares Gesellschaftsmodell der »differenzierten Integration« entstehen kann.

Bausinger adressiert mit diesem Schlussakzent grundsätzlich alle Menschen, die er zur Verantwortung aufruft, an den Bedingungen ihres eigenen und des anderen »Glücks« mitzuwirken. Eine soziale Differenzierung der Pflichten in diesem Gemeinschaftsprojekt ist zwar über die wissenschaftlichen VertreterInnen der (europäischen) Ethnologie eingeführt; als Mitglieder der Gruppe der »Hominiden« stehen sie an dieser Stelle allerdings als sozialer *pars pro toto* für die eine, unumgehbare komplexe Gesellschaft.⁷ So grundsätzlich Bausinger am Ende seines Ar-

7 Bausinger macht hier eine doppelte Diskursbewegung: Er nimmt auf und kehrt gleichzeitig um, was Niklas Luhmann Anfang der 1990er Jahre als zeitgenössischen Status der (westlichen) Gesellschaften definiert hat: »Je unsicherer uns unsere Zukunft erscheint, desto lauter ertönt der Ruf nach Verantwortung. Dies gilt besonders, seitdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich nicht nur mit den gesellschaftlichen Verhältnissen selbst befasst, sondern sich mehr und mehr auf die bedrohlichen Folgen technischer Entwicklungen für die Ökologie des menschlichen Lebens richtet. Es gibt

tikels wird, so deutlich spezifiziert er eine besonders angesprochene Gruppe als potentielle Opponenten gegenüber seiner Forderung: Als »Hominiden« bezeichnen die Biowissenschaften ihre Forschungsobjekte. Und diese Wissenschaften sind es auch, die der Volkskunde als wissenschaftliche Schreckgespenster vor Augen stehen, und die dem Fach immer wieder »kulturwissenschaftliche« Schauer über den Rücken treiben.⁸

Dass Elisabeth Timm die Position und Opposition der Volkskunde ebenso heftig und programmatisch wie Hermann Bausinger ans Ende ihres Referats setzt, zeigt die Fundamentalität dieser Entgegensetzung im und für den fachlichen Diskurs. Als wissenschaftliche Novizin kann Timm mit gleicher Verve und Platzierung der biowissenschaftlichen Opposition eine legitime Aussage zu Fach und Gesellschaft machen, wie der disziplinäre Altvater dies tut.

Setzung von Differenzen als disziplinäre Differenzierung

Allein schon die Polemik, mit der Carola Lipp ihre Anmerkungen zu Kaschubas Kulturalismus-These unterlegt, zeigt deutlich, dass hier keine Details verhandelt werden. Ihre dezidierten Forderungen, die aus ihrer Kritik hervorgehen, zielen ganz grundsätzlich auf die Substanzsicherung der Volkskunde als »Kulturwissenschaft«. In diesem diskursiv etablierten Sinn moniert Lipp vorhandene Schwächen – oder Fatalitäten – der disziplinären Grenzsetzungen: Sie mahnt erstens eine Stärkung der im Kulturbegriff liegenden Potentiale an, die zum differenzierten, weil kulturgeleiteten Blick auf die Gesellschaft befähigen. Damit plädiert sie für eine Kohärenz und Verdichtung der fachlichen Kompetenzen in der

Gründe, diese Techniken zu verwenden. Es gibt Gründe, sie nicht zu verwenden. Auf beiden Seiten sind es gute Gründe. Wie kann dann entschieden werden? Doch nicht etwa durch Appell an die Vernunft? Es sind ja gute Gründe auf beiden Seiten. Man spricht statt dessen von Verantwortung. Aber das ist zunächst nur ein neues Wort für einen ungeklärten Sachverhalt; ein gefühltes Wort, das dem Verstande unklar bleibt; eine Wort mit Appellqualität, das sich aber immer an die anderen richtet.« (Luhmann 1992: 126)

- 8 Michel Serres macht die historische Entwicklung in ihrer konkreten Formierung der französischen Revolution und der Aufklärung verantwortlich für die Opposition – und eine damit verbundene unterschiedliche Wertung – zwischen den Natur- und Sozial- bzw. Geisteswissenschaften (vgl. Serres 1994c: 605). Diese Differenz bzw. Differenzsetzung zwischen den beiden grossen Fakultäten beschäftigt die Wissenschaftsforschung ebenso intensiv, wie sich die Oppositionierung diskursiv weiterschreibt (vgl. dazu Lepenies 1985; Bourdieu 1988: 132ff; Mittelstraß 1989; Luhmann 1992: 107; Schleier 1997: 439; Landfried 2004: 66; Langewiesche 2004: 36).